

MATERIALIEN

ELEONORA JEŘÁBKOVÁ

MORIZ VON EBNER-ESCHENBACH (1815–1898)

Moriz von Ebner-Eschenbach ist eher als Ehemann der berühmten Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach bekannt. Mehreres wurde schon über ihn geschrieben, aber meistens im Zusammenhang mit seiner Frau, der berühmten Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach. Man sieht in ihm einen Unterstützer der literarischen Tätigkeit seiner Frau, und auch das entspricht nicht völlig der Wahrheit. Ebenso wie das Leben von beiden nicht leicht war und unerwartete Sprünge brachte, wurde auch die Beziehung von ihnen manchmal schwer geprüft. Menschen, die sich nahe sind und fast das ganze Leben in enger Beziehung zueinander stehen, wirken gegenseitig aufeinander in guten aber auch in schlechten Zeiten. Vieles erfahren wir aus den Tagebüchern von Marie von Ebner-Eschenbach, die sie präzise geführt hat und in denen sie die Realität ohne Schwankung beschreibt. So finden wir in ihren Notizen aus dem Jahre 1867 zum Beispiel Folgendes: *„Böse Kritik über Das Geständnis (Die Politik – ein tschechisches Blatt – hat sie gebracht). Moriz nimmt mir die Sache doch nur ein wenig übel. Noch eine solche Kritik und ich werde nicht mehr schreiben dürfen. ‚Du trägst meinen Namen, ich will ihn nicht auf solche Weise verunglimpft sehen.‘ Er hat ja recht so zu sprechen...“*¹

¹ Marie von Ebner-Eschenbach, Tagebücher – 1867, Handschrift, Moravský zemský archiv, Brno, Rodinný archiv zdislavické větve Dubských (Mährisches Landesarchiv, Brno, Familienarchiv des Zdislawitzer Zweiges der Familie Dubsky)

Trotz der Bescheidenheit und auch manchmal Mühe nicht zu arbeiten (die Schriftstellerin bezeichnet ihre literarische Tätigkeit stets als Arbeit) schafft sie es nicht aufzuhören. Je mehr sie schreibt, desto mehr begreifen sie ihre Leser und auch ihr Mann. Wenn wir die Laufbahnen von Marie und Moriz vergleichen, könnten wir vereinfacht behaupten, je mehr die Dichterin anerkannt wird, desto mehr fällt ihr Mann in die Vergessenheit.

Wer war also Moriz von Ebner-Eschenbach? Diese Frage stellt man sich eben, wenn man in den Tagebüchern von Marie von Ebner-Eschenbach blättert, wo man natürlich immer wieder seinem Namen begegnet. Äußerungen, Ansichten und seine Lebensweise – die vielen wunderbar beschriebenen Reisen – bewegten uns dazu endlich ein ganzes Portrait von ihm zu machen. Es war nicht immer leicht, denn auf seinen Spuren entdeckt man erst, dass es sich wirklich um einen hoch gebildeten, vielseitigen Mann handelte, der in verschiedensten Sphären tätig war und durch diese Tatsache einen ziemlich breiten Blick auf die Gesellschaft der letzten Jahrzehnten der Monarchie ermöglicht.

Väterlicherseits stammt Moriz von Ebner-Eschenbach aus einer Nürnberger Patrizierfamilie, die sich zur Zeit der Gegenreformation in zwei Zweige trennte. Der katholische Teil der Familie verließ ihre Heimat und ging über Schlesien nach Mähren. Im Jahre 1694 erfolgte dann die Immatrikulierung der Familie in den Reichsritterstand – „Ritter von Ebner.“ In späteren Jahren kam es zu mehreren Fehlritten, was das Wirtschaften in der Familie betraf, und der in Auspitz (Hustopeče) geborene Wenzel von Ebner (der Vater von Moriz) kam schon in ziemlich armen Verhältnissen auf die Welt. Als Adeliger bekam er aber militärische Erziehung im Ingenieurkorps in Wien. 1795 wurde er in die Rheinarmee versetzt, kämpfte tapfer bei der Belagerung von Mannheim und wurde mit dem Maria-Theresienkreuz dekoriert. Damit war dann die Verleihung des Prädikates „von Eschenbach“ durch Kaiser Franz II. und die Erhebung der Familie Ebner von Eschenbach in den Freiherrenstand verbunden. Später erreicht Vater Wenzel denselben Rang wie sein Sohn Moriz, er wurde zum Feldmarschall – Leutnant ernannt und leitete das Genieregiment.

Wenzel Freiherr von Ebner-Eschenbach heiratete im Jahre 1774 Josepha von Cunz aus Essen, in dieser Ehe kamen zwei Söhne zur Welt: Karl, geboren 1779, und Nikolaus, der im Jahre 1776 geboren wurde und der eigentlich der Verlobte von Helene von Dubsy war. Wenzels Frau starb schon im Jahre 1787 und der ältere Sohn Nikolaus fiel im Jahre 1809 in der Schlacht bei Aspern. So kam es auch dazu, dass wahrscheinlich am Anfang aus wirtschaftlichen Gründen der zukünftige Schwiegervater seine zukünftige Schwiegertochter heiratete.

Mütterlicherseits stammt Moriz aus einer alten böhmischen Familie Dubsy von Třebomyslic, die am Anfang des 17. Jahrhunderts aus Böhmen nach Mähren übersiedelte. Der Grund waren mehrere lukrative Heiraten. Wilhelm Freiherr von

Dubsky löste auf diese Weise die Wirtschaftssituation der Familie. Der Selbe, obzwar ein sehr guter Wirtschaftler, verlor sein ganzes Gut (z. B. die Orte Neustadt / Nové Město na Moravě, Řečkovice bei Brünn usw.) sogar auch Geld und Bekleidung, weil er als Utraquist nach der Schlacht am Weißen Berg der Zusammenarbeit mit den Feinden bezichtigt wurde. Er wehrte sich zwar gegen diesen Richterspruch mehrmals, jedoch erfolglos.² Die Familie Dubsky wird sich dann erst viel später, in der Zeit der napoleonischen Kriege wieder zusammennehmen und zwar durch ihre Aktivität in den Diensten der österreichischen Armee und auch nicht zuletzt durch günstige Traungen. Helene von Dubsky stammt aus der Ehe von Johann Nepomuk Dubsky von Třebomyslic (1752–1790) und Johanna Moschop. Die zweite Frau von ihrem Bruder Franz war Marie von Vockel, die Mutter von Marie Baronin Dubsky, bekannt als Marie von Ebner-Eschenbach.

Am 27. September 1815 wurde in Wien Moriz geboren, und sein Vater, der um 36 Jahre älter als seine Gattin war, starb als Moriz fünf Jahre alt war. Sein Onkel Franz hilft der kleinen Familie in jeder Hinsicht. Helene zieht in die Wohnung ihres Bruders in der Rabengasse in Wien, den Sommer verbringt sie mit ihrem Sohn entweder auf dem Schloss Zdislawitz, das ihr Bruder durch die Heirat mit Marie von Vockel gewann, oder auf dem Schloss Lissitz bei Antonia von Dubsky, wo Moriz schöne Tage mit Emanuel Graf Dubsky erlebte.

Franz von Dubsky hilft seiner Schwester nicht nur wirtschaftlich, sondern auch bei der Erziehung des Sohnes, was ja auch das kulturelle Leben betraf. So konnte die kleine Familie in Wien auch öfters das Theater besuchen. Im Burgtheater besaß Franz eine Loge, wo sich die ganze Familie regelmäßig traf.

Helene von Dubsky weigerte sich ihren Sohn auf eine der Militärschulen zu schicken, so beginnt die Schullaufbahn von Moriz erstmals an einer Privatschule und dann am Schottengymnasium, im Jahre 1828 kommt er in die dritte Grammatikklasse der thesesianischen Ritterakademie, des Theresianums. Der Einfluss der Familie Dubsky und die Erziehung aller ihrer Söhne bewirkt aber, dass Moriz dann doch eigentlich gegen Willen seiner Mutter die Schulen wechselt. Im Jahre 1834 beginnt er die Ingenieurakademie zu besuchen und so fängt nicht nur seine militärische Laufbahn sondern auch seine Laufbahn als Wissenschaftler und Erfinder an. 1836 wird er als Kadett im Ingenieurkorps aufgenommen, 1837 zum Unterleutnant ernannt. Drei Jahre ist er in Olmütz in der Fortifikation- Lokaldirektion tätig. 1840 wird er zum Oberleutnant ernannt und kommt zurück nach Wien. Seine Fähigkeiten in den Fächern Chemie und Physik sind kein Geheimnis mehr und während er noch Chemie studiert, unterrichtet er schon Physik an der Ingenieurakademie. Im Jahre 1843 wird er

² Es ist bekannt, dass er seine Rechtfertigungsschriften selber verfasste, was ja zu dieser Zeit nicht üblich bei den Adelligen war, er musste sie aber diktieren, weil er in seinen älteren Jahren blind war.

Professor der Physik und Chemie. Im Jahre 1844 als Kapitänleutnant hält er Vorträge über die Verwendung der Schießbaumwolle statt des Schießpulvers.

Im Jahre 1848 heiratete Moriz von Ebner-Eschenbach seine um 15 Jahre jüngere Cousine Marie Dubsy von Třebomyslic. Beide verbindet vor allem das Interesse für Literatur; Moriz überzeugt seine Cousine nicht mehr in französischer Sprache ihre damals beginnenden Verse zu dichten, sondern sich in der deutschen Sprache zu äußern. Beide besuchen sehr eifrig Theatervorstellungen, ihre Ansichten berühren sich auch in anderer Hinsicht, z. B. was das gesellschaftliche Leben betraf oder genau gesagt die Politik, denn das stürmische Jahr 1848 ließ auch die jungen Adeligen nicht ohne Interesse.

Die folgenden Jahre sind durch Erfolg gezeichnet. 1851 bekommt Moriz einen bezahlten dreimonatigen Urlaub anlässlich der 1. Londoner Weltausstellung und er berichtet sehr gewissenhaft über die Fortschritte der ausländischen Staaten im militärisch-technischen Bereich. Es ist aber auch das Jahr, in dem die Genieakademie (es handelt sich nur um eine Umbenennung der früheren Ingenieurakademie) nach Klosterbruck übersiedelte. Damit ist er zwar nicht sehr zufrieden, aber es hindert ihn keineswegs an seinen Erfindungen weiter zu arbeiten. Er befasst sich mit dem Problem der Minenzündung und der Beleuchtung der Festungen bei einem nächtlichen Angriff. Das Jahr 1853 ist für ihn dadurch so wichtig, weil er seine Errungenschaften in Olmütz in der Gegenwart des Kaisers und seiner Gäste (Zar Nikolaus I. und der damals noch preußische Prinz, spätere Kaiser Wilhelm I.) präsentieren kann.

Im Jahre 1854 demonstriert er seinen reibungselektrischen Zündapparat im Wiener Neustädter Kanal, diese Explosion bringt ihm eine ganze Reihe von Orden ein. 1855 wird er zurück nach Wien versetzt, wo er mit der Einrichtung einer „Technischen Abteilung“ im Geniekomitee betraut wird. Seine Erfindungen sollen nicht nur im militärischen Bereich verwendet werden, sondern sie helfen z. B. auch bei Beseitigung der Wiener Stadtwälle beim Bau der Ringstrasse. Seine elektrischen Minenzünder sind erfolgreich vor allem deswegen, weil es bei diesem Umbau nicht nur um völlige Abschaffung ging, die Basteihäuser mussten erhalten bleiben.

Zu militärischen Zwecken sollten seine Erfindungen im Jahre 1859 behilflich sein, er wurde zum Oberstleutnant befördert und wurde mit der Verteidigung vor Frankreich in den Hafen von Venedig und Triest beauftragt. Bevor er aber aktiv die Wirksamkeit seiner Technologie testen konnte, wurde Waffenstillstand ausgehandelt.

Im Jahre 1862 besucht er die 2. Londoner Weltausstellung, 1863 wird er zum Oberst befördert und zum korrespondierenden Mitglied der naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt.

Ohne jede Erklärung bekommt er aber auch die Abneigung seitens des Genie-Generalinspektors Erzherzog Leopold zu spüren. Morizens Tätigkeit wird

unter der Wirkung von Erzherzog Leopold kalt aufgenommen, was auch während der Weltausstellung in Paris deutlich wird. Die einzigen zwei Länder, die sich auf dieser Ausstellung in militärischer Hinsicht präsentieren, sind England und Österreich, dank Moriz von Ebner, der hier als Präsident der Ausstellungenkommission auftrat.

Im Jahre 1866 kommt es zwar unter Kriegsminister Kuhn zu mehreren Änderungen und Umstrukturierungen, was ja aber auch langsam das Ende der militärischen Karriere von Moriz Ebner bedeutet. Er wird zum Generalmajor ernannt, begleitet als „Ehren-Kavalier“ den Vizekönig von Ägypten, Ismael Pascha, beteiligt sich an den Feierlichkeiten anlässlich der Eröffnung des Suezkanals, organisiert und stellt seine Erfindungen bei der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 aus. Aber als er im Jahre 1874 in den Ruhestand versetzt wird und zum Feldmarschall-Leutnant befördert wird, ist es nicht nur für ihn ein großer Schlag, sondern die ganze Familie reagiert verbittert auf die Art und Weise, in welcher Moriz eigentlich aus dem aktiven Leben auf die Nebenbahn versetzt wurde. Diese Unsicherheit und vorsichtiges Verhalten im Verhältnis zu dem Hofe des Kaisers begleitet ihn dann bis zu seinem Tode und sogar viel länger, denn die Mitglieder der Familie erfüllen seinen letzten Wunsch nicht: die Veröffentlichung seiner Memoiren.

Seine Lebensweise, der Lebensinhalt, den er vor der Pensionierung vor allem seinen Forschungen widmete, musste sich völlig ändern.

Bis jetzt war er eigentlich als Wissenschaftler und Erfinder hoch geschätzt. Zählen wir seine Erfolge und Verdienste auf:

Einer der anerkanntesten Admiräle der österreichisch–ungarischen Kriegsmarine Wilhelm von Tegetthoff hat öffentlich seine Verdienste für die Marine hoch geschätzt. Im Jahre 1854 wurde Moriz zum Majorstand erhoben und entwickelte den reibungselektrischen Zündapparat, diese Apparate verschickte man nach Preußen, Russland, Bayern, Hannover, Spanien, Belgien. Dafür bekam er ausländische Orden- z. B. den Russischen kaiserlichen St. Stanislaus Orden 2. Klasse, Königlichen preußischen Roten Adler Orden der 3. Klasse, Königlichen bayrischen Verdienstorden der Krone und den Hannoverischen Guelpen Orden, das Großkreuz des Königlichen spanischen Ordens Karl III. und dann für „Verwendung des elektrischen Lichts für militärische Zwecke“ den Orden der Eisernen Krone 3. Klasse. Seine Beobachtungsminen wurden im Jahre 1859 in dem Krieg gegen Frankreich um Sardinien eingesetzt, in Venedig und Triest, in Villafrance kam es aber zum Waffenstillstand und in Zürich wurde dann der Friedensschluss unterzeichnet, also wurden seine Erfindungen nicht in der Praxis benützt. Dieselben Minen benutzt man dann im Jahre 1866 in der Hafeneinfahrt von Malamocco, Pola und Lissa, so trug er der erfolgreichen Verteidigung gegen den italienischen Angriff in der Seeschlacht von Lissa am 20. Juli 1866 bei.

Ein Jahr später also 1867 stellt er in Paris seinen optischen Feldtelegraph, Winkelmesser und Distanztafel aus. Außerdem auch verschiedene Konstruktionen rei-

bungselektrischer Zündapparate, elektrische Minenzünder, Beobachtungsminen, elektrische Torpedos, Voltabatterie, Vorrichtung zur Erzeugung von brennenden Zündschnüren.³

Moriz von Ebner-Eschenbach wurde also im Jahre 1874 gleichzeitig zum „Feldmarschall-Lieutenant“ ernannt und pensioniert. Die ganze Veränderung im Leben von Moriz sollte eigentlich ein einziger Vortrag mit dem Titel *Über die zukünftige Bequartierung stehender Heere* verursacht haben. Man konnte schon die Änderung der Atmosphäre spüren, Kriegsminister Kuhn besetzte alle wichtigen Posten mit jüngeren Vertretern. Aber wie kam es eigentlich zu so einem heftigen Umschwung? Anhand dessen, dass Moriz Ebner mehrere Inspektionen bei den Korps unternahm, hatte er Überblick über die Versorgungslage der Soldaten.

Leitsatz des Aufsatzes war: *„Die Frage über die Bequartierung stehender Heere ist abhängig von der Ansicht über den Werth eines Soldaten. Weil wir Menschen ungleich bewerten, erachten wir einen Palast als angenehm für einen König, eine Lehmhütte als genügend für einen Bauern.“*⁴ Er forderte das Bauen von neuen Kasernen, neues Sanitätswesen, beanspruchte für die Soldaten mehr Aufenthalt auf dem Lande nach römischem Beispiel. Seine Ansichten und der vorbereitete Aufsatz erweckten gemischte Reaktionen, deswegen schickt Moriz von Ebner den Aufsatz erstmals an den Militärwissenschaftlichen Verein. Es wurde ihm zurückgesendet mit einem Brief von Generalmajor Friedrich Beck:

„Hoch geehrter Freund!

Habe den rückfolgenden Aufsatz teilweise durchgelesen und kann nur dem Comité vollkommen recht geben, daß sie den Vortrag desselben verweigerte. Du hast Grundsätze, die mit jenen eines Soldaten und ganz besonders eines Generalen unverträglich sind, und das wird Dir jeder militärisch Fühlender, der diesen Aufsatz durchliest, bestätigen. Sei daher froh, daß er nicht zur Vorlesung gekommen und lege ihn an acta oder ins Feuer.

Deine aufrichtig ergebener Beck GM

*Wien 31. März 1874“*⁵

Moriz befasste sich hier mit dem Problem der Bewaffnung, Bekleidung, Ernährung, Gesundheitspflege und Beherbergung des Heeres. Ob dieser Text wahrhaftig „dem Ansehen des Militärs-Stande zu nahe trat“ oder auch andere

³ Die Titel seiner wissenschaftlichen Artikel beschreiben genau, womit sich Moriz von Ebner-Eschenbach befasste: *Über die Anwendung der Reibungs-Elektrizität zum Zünden von Sprengladungen, Über Schießwolle und ihre Benützung als Sprengmittel, Über die Bestimmung der Schussdistanz mit Hilfe einer gegebenen Basis, Der Luftballon und seine Anwendung im Kriege*

⁴ Mag. Bettina Mitterhofer, „Moritz Ebner Eschenbach, Erfinder und Literat,“ Dissertationarbeit, Wien 1984, S. 80

⁵ Ebd., S. 85

Intrigen im Spiele waren, lassen wir jetzt bei Seite. Leicht mag es für einen Mann, der voll Energie seinen Beruf verübte, nicht sein. Seine Ehe blieb kinderlos, seine Frau war mit ihrer Literatur in Anspruch genommen. Aber gerade hier verspüren wir einen tieferen Lebenswechsel. Am Anfang dieses Scheiterns beginnt er ein neues Leben und zeigt auch mehr Verständnis für die Tätigkeit seiner Frau.

Er unternimmt zuerst eine fast zweijährige Reise nach Persien. In Teheran war sein Schwager und Vetter zugleich Victor Dubsky damals schon zwei Jahre als kaiserlicher Gesandter tätig. Die Reise gibt dem Gedemütigten wieder Kraft und Selbstbewusstsein.

Und es folgen weitere Reisen: 1877 durch Ober- und Unteritalien, im Jahre 1878 fährt er nach Norwegen, Schweden und Dänemark, 1879 ging es dann mehr in den Süden nach Griechenland, Italien, Sizilien, Malta und Venedig. 1881 besucht er wieder Florenz, Rom und Neapel und im Jahre 1882 kommt es noch zu einer längeren Reise durch Deutschland, England, Schottland, Island, und die letzte Reise führt ihn im Jahre 1884 nach Constantinopel.

Moriz ändert seinen Lebensstil. In einem Brief aus dem Jahre 1883 an Marie können wir lesen:

*„... Und so nun meine treue Marie, die ich heißer geliebt habe, als ich es Dir zeigen konnte: Lebe, wirke, nutze! Wie bisher zum Heile aller, die Dir nahe standen.“*⁶

Und da ist es langsam Schluss mit dem Reisen, denn seine Augenprobleme lassen nicht nach, Moriz muss mehrere Augenoperationen durchmachen, es handelt sich um den Star und seine Augen werden bis zu seinem Tode nicht mehr in Ordnung sein, es wechselt sich die Zeit, wo es ganz schlimm ist, und bessere Momente, aber die Hoffnung, dass alle die qualvollen Operationen helfen werden, verlässt ihn nie. Zu dieser Zeit steht wieder seine Frau an seiner Seite. Auf seinen Reisen hat sie ihn nicht begleitet, nur am Anfang begleitete sie ihn als noch junge Ehefrau auf der Weltausstellung in Paris, und das war auch noch die Zeit, wo ihr Mann auf dem Höhepunkt seiner beruflichen Karriere stand, und sie völlig unbekannt als Autorin war.

Moriz muss also sein Leben etwas beruhigen, was aber nicht bedeuten soll, dass er sich nicht mehr dafür interessiert, was in der Gesellschaft passiert.

Im Sommer des Jahres 1891 gründete zum Beispiel Baron Artur Gundacker Suttner den Verein zur Abwehr des Antisemitismus. Diese Vereinigung machte es sich zur Aufgabe durch Vorträge, Diskussionen und die Verbreitung von

⁶ Moriz von Ebner-Eschenbach, „Memoiren“, Handschrift, Moravský zemský archiv Brno, Rodinný archiv zdislavické větve Dubských, (Mährisches Landesarchiv Brno, Familienarchiv des Zdislawitzer Zweiges der Familie Dubsky)

Druckschriften gegen den Antisemitismus zu kämpfen. Moriz und Marie traten im Mai desselben Jahres diesem Verein bei.

In dieser Zeit beginnt er auch seine Memoiren zu schreiben, genauer gesagt zu diktieren. Leider befinden sich die Memoiren nicht im Ganzen in einem einzigen Archiv, und es ist auch nicht klar, wie viel durch Umschreiben ausgelassen wurde. Trotz langwierigem Suchen und Vergleichen, (manches befindet sich im Mährischen Landesarchiv in Brünn, ein Bruchteil in Wien und Olomouc), kann man aber mit Sicherheit behaupten, dass Moriz Ebner seine Memoiren in fünf Teil gliederte, dass er sie im Jahre 1894 beendete und dass sein Wunsch sie zu veröffentlichen nie erfüllt wurde.

Schon aus den Teilen, die wir in Brünn vorfinden können, kann man feststellen, dass mindestens zwei Personen an dem Schreiben beteiligt waren. Das Meiste hat höchst wahrscheinlich die Nichte von Moriz Sophie Waldburg-Syrgenstein umgeschrieben. Es musste sich um eine sehr tiefe Beziehung zwischen den Beiden handeln. Was ja aus mehreren Hinweisen lesbar ist. Im Brünnener Landesarchiv befindet sich ein Merkbuch von Moriz, es beinhaltet vor allem verschiedene Gedanken und Anmerkungen, Zitate und Weisheiten, die Moriz in seinem Leben gesammelt hat. An der inneren Seite vorne können wir aber eine unauffällige Bemerkung lesen: *„Dieses Buch soll nach meinem Tode meine liebe Nichte Sofie Waldburg erhalten um sich dann und wann an ihren alten Onkel zu erinnern (Zdislawitz am 28. 10. 1880).“*⁷ Dass diese Beziehung nicht nur einseitig war – also eine Bewunderung eines alten Herren zu seiner jungen und kunstbegabten Nichte – Sophie schrieb Gedichte, welche dann in seinen letzten Jahren Moriz vertonte, bestätigen auch die Briefe, die Sophie Waldburg ihrer Cousine Marie Kinsky geborene Dubskey schrieb. Wir können in ihnen einen richtigen Kampf um die Texte beobachten.

Noch im Jahre 1897, also in einer Zeit, wo Moriz noch am Leben war, beschreibt Sophie erstmals wie schnell jetzt Moriz alt wurde... *„Ich maße mir gewiß keine Meinung ‘kein Urteil’ zu, aber so viel ich verstehen kann – hat der Onkel Moriz von der Stunde an, wo das Urteil über seine geliebten Memoiren gefällt worden ist – jede Freude an jeder Thätigkeit aufgehört ... ‘aus is’ ‘was soll ich schreiben – die Wahrheit darf man nicht sagen – ich bin fertig – ich hab keine Freud an der Arbeit. Zuerst werden die Memoiren begraben, dann ich selber.“*

„...lieber, alter Onkel Moriz ruht er schon in der Gruft – hat sich diese letzte Ruheplätzchen selber gebaut. Wenn er noch zu Einem sprechen könnte, würde er sagen: ich habe es jetzt gut. – Hatte nichts Gutes mehr in der letzten Zeit –

⁷ Moriz von Ebner-Eschenbach, „Merkbuch,“ Handschrift, Moravský zemský archiv Brno, Rodinný archiv zdislavické větve Dubských, (Mährischer Landesarchiv, Brno, Familienarchiv des Zdislawitzer Zweiges der Familie Dubskey)

also meinetwegen seit nicht traurig – daß ich euch fehle – das freut mich – aber mir geht es wohler!...“(Brief von 2.2.1898) ⁸

Am 4. 2.1898 wendet sie sich an ihre Cousine direkt mit diesem Problem: „...so weit Einem die Wünsche des Todten ‘passen’ so weit haltet man sich daran – aber dann – ich wollte, ich stände dem armen Onkel Moriz näher – hätte ein Recht zu sprechen – dann würde ich Allen dransetzen, daß sein Wunsch die Memoiren betreffend, nicht so gänzlich umgangen wird – es ließe sich doch wohl ein Mittelweg finden...“⁹

Deutlich geht hervor, dass Sophie wieder und wieder die Teile der Texte umgeschrieben hat, damit sie für eine Veröffentlichung wenigstens nach dem Tode des Onkels vorbereitet wären.

Am 6. 5. 1899 schreibt sie an ihre Cousine: „...Ich habe auch sorgsam jede ‘Majestätsbeleidigung’ auch Erzherzogbeleidigung weggelassen – auch alles was ‘kirchlich’ ...könnte, habe ich doch gewisse Bemerkungen die zu charakteristisch waren –gemildert.“¹⁰

Weiter beruhigt sie sich selbst und schreibt: „... Ich bin auch ganz sicher – wenn Onkel Moriz seine Memoiren mit sehenden Augen hätte sorgsam durchgehen können – er selbst würde Vieles verbessert und geändert haben – denn man muß doch „deutsch“ schreiben, wenn man deutsch schreibt...“¹¹

Tante Marie, also damit ist Marie von Ebner-Eschenbach gemeint, befasst sich auch mit dieser Frage. Einmal, noch unter den Lebzeiten von Moriz, schrieb sie in ihr Tagebuch, dass man die Memoiren in dieser Weise nicht veröffentlichen kann. Was sie damit meinte ist aus folgender Bemerkung klar. In ihrem Tagebuch aus dem Jahre 1886 geht es deutlich hervor:

„Moriz Memoiren- Sie werden gut und interessant. Aber so lang unser Kaiser lebt, wäre nicht daran zu denken, sie zu veröffentlichen. Viel, viel, viel ist an Moriz gesündigt worden. Und nicht bloss aus Unverstand.“¹²

Auf der ersten Seite finden wir Verbesserungen eher stilistischer Art, die mit Bleistift geschrieben sind und mit einer Schrift, die sehr an die Schrift der Dichterin erinnert – sie schrieb fast als einzige aus der ganzen Familie keine Kurrentschrift. Und so lesen wir im Sophies Brief an ihre Cousine:

8 Sophie Waldburg-Syrgenstein, „Briefe an Marie Kinsky geb. Dubsky, Korrespondenz,“ Handschrift, Moravský zemský archiv, Brno, Rodinný archiv zdislavické větve Dubských, (Mährischer Landesarchiv Brno, Familienarchiv des Zdislawitzer Zweiges der Familie Dubsky)

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Marie von Ebner-Eschenbach, „Tagebuch 1898,“ Moravský zemský archiv, Brno, Rodinný archiv zdislavické větve Dubských, (Mährischer Landesarchiv Brno, Familienarchiv des Zdislawitzer zweiges der Familie Dubsky)

„...Wenn Tante M. nur die Güte haben wollte – nur etliche Seiten meines Auszuges des IV. Bandes durchsehen zu wollen – damit ich weiß, ob ich auch nach ihrer Meinung die Sache recht gemacht habe.“¹³

Der letzte Brief, den wir im Landesarchiv in Brünn finden, wird nur mit dem Jahr 1899 bezeichnet, und wir können lesen: „...und was geschieht mit den Memoiren – wenn unser Auszug thatsächlich noch so sehr gekürzt werden soll – als Tante Marie ganze Theile kürzte, die wir damals in Wien miteinander durchnahmen, dann ist es wahrlich besser – die Herausgabe unterbleibt vollständig, denn von dem charakteristischen unseres Onkels Moriz bleibt dann thatsächlich auch gar nichts mehr übrig.“¹⁴

Widmen wir uns also nun wenigsten den Seiten, die zu finden und zu lesen sind. Im Brünnener Landesarchiv befindet sich der Anfang der Memoiren, hier beschreibt Moriz die Umstände in die er geboren wurde, er fasst sich mit den beiden Familien, also der Familie Dubsy und der Familie Ebner – bei der er die Entwicklung des Wappens dieser Familie genau beobachtete und jede Verbesserung des Wappens beschreibt. Wir erfahren sogar auch ein wenig über die Familie Piati, also die Familie, die das Schloss Lyssitz und das Rokokopalais in Brünn besaß. Wir erfahren auch, dass der Adelstitel Piati von Drnovice nicht belegt ist, ziemlich viel Interesse widmet Moriz auch den finanziellen Verhältnissen der drei Familien.

Die Teile der Memoiren, wo sich der Autor diesen konkreten Beschreibungen widmet, wirken auf den Leser ziemlich schwerfällig, und es ist begreiflich, warum sich seine Frau kritisch gegenüber der Veröffentlichung der Memoiren äußerte. Sie meinte bestimmt auch diese Stellen, die wirklich nur den engen Familienkreis interessieren könnten, und das auch noch mit einem Fragezeichen. Interessanter und aus literarischer Hinsicht gewiss auch wertvoller sind dann aber die Teile, wo es nicht so sehr um konkrete Daten geht, als eher um Beschreibung konkreter Erlebnisse, Erinnerungen usw.

Nach dem Tode ihres Mannes zog Helene Dubsy mit ihrem Sohn Moriz, wie schon erwähnt, zu ihrem Bruder, und im Jahre 1820 besuchte sie oft ihre Verwandte Gräfin Antonia Dubsy, geborene Piati, im Schloss Lissitz. Auch dort lebte ein Einzelkind: Emanuel, der einzig geborener Sohn des damals schon verstorbenen Franz Grafen Dubsy. Er war zwar ein Paar Jahre älter, aber ein guter Spielgefährte für Moriz. Die Erlebnisse im Schloss Lissitz werden sehr lebhaft beschrieben und man findet da nur sehr selten Anmerkungen, die von einer anderen Hand geschrieben wurden. Man verspürt den Humor und Intelligenz des Erzählers ganz deutlich:

¹³ Sophie Waldburg-Syrgenstein, „Briefe an Marie Kinsky geb. Dubsy, Korrespondenz,“ Handschrift, Moravský zemský archiv Brno, Rodinný archiv zdislavické větve Dubských (Mährischer Archiv Brno, Familienarchiv des Zdislawitzer Zweiges der Familie Dubsy)

¹⁴ Ebd.

„Und es blieb nicht das letzte Ereigniß, wo Verdruß und Lachen um den Vorrang stritten, und das Verschulden außer Verhältniß stand zu seinen Folgen. So war es mir nicht verwehrt in einem kleinen Wagen, dessen Deichsel ich mit den Füßen lenkte, von dem oberen äußeren Hof zu fahren, und im sausendem Fluge durch das Eingangstor noch die Brücke der Pferdeschwemme zu erreichen. Wer konnte vermuten, daß mir gerade in diesem schmalen Thorwege, wo der Lauf des Wagens am schwersten war, die alte gebrechliche, halbtlaube Thorwärterin in den Weg treten würde, welche zwei mit Schweinetrank gefüllte Bütteln tragend ihre pfllegebefohlenen zu füttern ging. Was half mein Schreien und Ahoi! Rufen! Das taube Weib, das gleichfalls zum Thore wollte, hatte mir dem Rücken zugewendet, zum Ausweichen war kein Raum vorhanden, und leider war die pneumatische Bremse noch nicht erfunden. So fand naturgemäß ein höchst vehementer Zusammenstoß statt; eine Entgleisung, ein verfrühtes Eisenbahnunglück. Die Trümmer des Wagens, das kreischende Weib, die leeren Bütteln und der unglückselige Wagenlenker, da lagen sie übereinander geschichtet, einem Fricassé ähnlich, das mit einer dicken und übelriechenden Sauce übergossen ist.

Zu allem Unglück mußte noch meine besorgte Mutter eine unfreiwillige Zeugin dieses erschütternden Ereignisses sein. Ich sehe sie, die liebe stattliche Frau, die von ihren überaus kleinen Füßen nur mühsam getragen wurde, wie sie mit fliegenden Locken über die Schloßbrücke herabrannte, und nachdem sie sich von dem unverletzten, obwohl überaus schmutzigen Zustande der beiden Verunglückten überzeugt hatte, zunächst die alte Thorhüterin aufhob und beruhigte, und dann mich halb lachend, halb scheltend einer gründlichen Reinigung unterzog.“¹⁵

Nach den Erinnerungen an die Kinderzeit kommt eine sehr wertvolle Beschreibung des Schlosses Lissitz noch aus der Zeit vor den Änderungen, die dann Emanuel Graf Dubsky in der Mitte des 19. Jahrhunderts unternahm.

Von den sechs ziemlich verwahrlosten Meierhöfen ließ sie (Antonia Piati-Dubsky – Anm. EJ) nur jenen in Dirnowitz, angeregt durch ihren baulustigen Sohn in einer ungewöhnlich vollkommenen Weise neu erbauen. Das geräumige Lissitzer Schloß mit seinen terrassenförmigen altmodischen Gärten, dem Uralten Flügel (das s. g. alte Schloß) dem eigentümlichen schon ziemlich morschen Holzgange, der vom ersten Geschoß aus bei Regenwetter einen gedeckten Promenadenweg gewährte, dem kleinen Schloßtheater, das in dem großen Saale des vierten Flügels aufgestellt war, alles dies beließ sie in dem überkommenen Zustand. Bis zu ihrem Tode /:1843:/ bewohnte sie nur das obere zweite Ge-

¹⁵ Moriz von Ebner-Eschenbach, „Memoiren“, Handschrift, Moravský zemský archiv Brno, Rodinný archiv zdislavické větve Dubských, (Mährischer Landesarchiv, Brno, Familienarchiv des Zdislawitzer Zweiges der Familie Dubsky)

schoß, während das erste, welches die alten Prunkgemächer enthielt, völlig unbenutzt blieb. Freilich war hier die Flucht der Zimmer durch eine zwar schöne und geräumige, aber nur bis in dieses Geschoß reichende Treppe beinahe in der Mitte unterbrochen. Man mußte über die Stiegehalle schreiten, um in das große Speisezimmer zu gelangen, dessen Wände vollständig mit großen Ölbildern bezogen waren, welche Lissitz und Dirnowitz nebst den sechs Meierhöfen darstellten. Sicherlich keine Kunstwerke, aber sie geben eine gute Vorstellung des damaligen Zustandes.

*Es ist zu beklagen, dass die spätere Restaurierung und Einrichtung des Schlosses durch ihren Sohn Emanuel in jene geschmacklose Zeit fiel wo „alt“ und „schlecht“ so ziemlich als gleichbedeutende Begriffe gelten.“*¹⁶

Auf den weiteren Seiten können wir über die Schule, Studium und weitere Professionen des Herrn Ebner lesen. Aus diesem Teil der Memoiren entstand dann später doch ein Buch mit dem Titel *Erinnerungen des k. k. Feldmarschall-Lieutnants*.¹⁷ Es beinhaltet vier Kapitel, die dann noch mit Originalanmerkungen von Moriz Ebner-Eschenbach und einem umfassendem Nachwort versehen sind.

Blättern wir nun ein wenig in dem Buch, das Edda Polheim sehr leserlich und gefühlvoll zusammenstellte.

Im 1. Kapitel erfährt man ziemlich Vieles über die Erfindung der Torpedozündung und derer Verwendung.

Als Mensch wird uns Moriz von Ebner-Eschenbach näher gebracht aber erst im 2. Kapitel *Der Zeitzeuge*. Man wundert sich fast über die klugen Ansichten und die Klarsicht des Autors.

Unter dem Titel Märzrevolution können wir lesen:

*„Auch dort war man im höchsten Grad überrascht und auf Alles eher als auf Unruhen in Wien gefaßt. Dieses gutmütige, lebensfrohe, Bier, Salat und Backhühner liebende Wiener-Volk sollte gewagt haben, seinen beschränkten Unterthanen-Verstand zu gebrauchen und sich der Polizei, ihrem gewohnten Schreckenbilde, zu widersetzen...“*¹⁸ Unerwartet starke Kritik des Wiener Milieus! Der Leser erfährt jedoch nicht, auf welcher Seite der Autor steht. Wenn wir aber weiter lesen, wird uns die Situation durch eine feine Abschweifung zu seiner Frau Marie ein wenig deutlicher:

„Man kann sich das Erschrecken unserer armen Frizi (ältere Schwester der Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach, übrigens die einzige echte Schwester von den vielen Geschwistern, die sie hatte – Anm. EJ), welche nie zu

¹⁶ Moriz von Ebner-Eschenbach, „Memoiren“. (Diese Beschreibung wurde ins Tschechische übersetzt und der Schlossverwaltung zur Verfügung gestellt.)

¹⁷ Edda Pohlheim, „Erinnerungen des k. k. Feldmarschall-Lieutnants,“ Verlag Nicolai, Berlin 1994

¹⁸ Ebd., Seite 27

bewegen war, ein Stück anzusehen, in dem eine schwach beladene Theater-Pistole abgefeuert wird. Marie dagegen war sehr mutig, sie wußte nur in diesem Augenblicke nicht, ob sie die Partei der Bedrohten oder die der Bedrohenden ergreifen sollte.“¹⁹

In diesem Kapitel kann man dann viel über die politischen und gesellschaftlichen Ansichten des Feldmarschalls erfahren.

Im Unterkapitel *Über die Christen und Juden* können wir lesen:

*„Vermeinen die Herren Antisemiten etwa, dieses schwierigste aller Probleme des Socialismus zu lösen? Die Führer unter ihnen würden bei einer solchen Frage höhnisch lachen. Was kümmert sie der Socialismus, was Judenthum, was Christenthum! Sie wissen sehr gut, daß sie den Juden die bürgerlichen Rechte nicht entziehen können, welche ihnen endlich als gleich verpflichteten Staatsbürgern mußten zugestanden werden, sie wissen ebenso gut, daß sie den industriellen und commerziellen Kampf mit diesem intelligenten, genügsamen, nüchternen, arbeitsamen und rüchtsichtlosen Volke nicht aufzunehmen vermögen. Eine gründliche Schädigung, eine dauernde Darniederdrückung des Judenthums steht nicht in unsrer Macht. Mit dem Religionshass ist nicht viel mehr anzufangen. Indifferentismus hat die Massen ergriffen, und Manche, die ein Ave hersagen, erinnern sich vielleicht, daß sie eine ungetaufte Jüdin um ihre Fürbitte anflehen. So wird der racenhaß gestachelnd und der Besitz der Juden als Raub und Diebstahl an den Christen bezeichnet und als Köder ausgehängt.“*²⁰

Mit diesen zweifellos aufgeklärten Ideen beeinflusste Moriz gewiss seine Frau. Es ist jedoch fraglich, ob es nicht umgekehrt war. Es ging eher um Verständnis und gegenseitige Unterstützung in der Stellungnahme gegenüber der Gesellschaft.

Im Kapitel *Der Gatte* erfahren wir dann auch etwas über die Beziehung der Beiden, übrigens handelt es sich aber eher um den Zeitraum vor der Ehe oder der ganz jungen Ehe. Man kann später aus allen Andeutungen begreifen, dass es sich eher um eine Partnerschaft, vielleicht Freundschaftsbeziehung ging, als um eine leidenschaftliche Liebesbeziehung. Trotzdem sind seine Erinnerungen an diese Beziehung sehr gefühlvoll. Die gemeinsamen Interessen, das war das, was die zwei Menschen zusammenbrachte. Kunst und vor allem Theater, das in der Familie Dubsy schon immer eine wichtige Rolle spielte. Und nicht nur in der Familie Dubsy. Im Jahre 1792 hat die Familie Piati in Lissitz ein großes Schlosstheater im hinteren Flügel des Schlosses betrieben, und seit dieser Zeit hat man dort sehr intensiv Theater gespielt, sogar auch eigene Stücke geschrieben. Außerdem besaß die Familie Dubsy im Wiener Burgtheater eine Loge, die immer, wie man aus den Memoiren von Moriz oder in den Anmerkungen in

¹⁹ Ebd., Seite 28

²⁰ Ebd., Seite 49

den Tagebüchern seiner Frau erfahren kann, von den Mitgliedern der Familie besetzt war. Also kann uns nicht wundern, dass gerade so eine Theatervorstellung für die Beziehung der jungen Leute wichtig war, und in den Memoiren beschrieben wird. In diesem Falle handelt es sich um eine Theatervorstellung mit der damals sehr bewunderten schwedischen Sängerin Jenny Lind.

„Auch meine jugendliche Cousinnen Frizi und Marie Dubsky litten an Lind-Fieber. Die Letztere in besonders hohem Grade. Ich glaube, daß vernehmlich die poetische Erscheinung der Lind auf sie gewirkt hat. Verwandte Saiten wurden da berührt, begeisterungsfähig, wie sie war, und voll poetischer Anlage, erschien ihr die Lind als das verkörperte Ideal des Schönen. Gewohnt und nicht ungeübt, ihren Empfindungen schriftlichen Ausdruck zu geben, mochte ihr kleiner Schreibtisch manche Hymne auf die Vergötterte enthalten haben. Wie gut kannte ich diesen Schreibtisch; aufgeputzt, wie er war, sah er einem kleinen Hochaltar ähnlich. Die Bildniße einiger Gefeierten von Blumen umgeben, Lieblingsbücher und Leuchter zierten ihn, und ich glaube, daß er bei feirlichen Gelegenheiten auch beleuchtet wurde. In einem Schreine wurde nebst anderen Kostbarkeiten auch ein Handschuh J. Linds verwahrt, welchen Marie sich verschaffen gewußt hatte, und daneben lag ein Bindfaden, mit welchen die gefeierte Dichterin Betti Paoli das erste ihr zur Beurteilung übergebene Drama unwunden hatte.“²¹

Im letzten Kapitel *Der Weltbürger* wird dann auf wirklich literarische Weise die Reise nach Persien in den Jahren 1875 bis 1876 beschrieben. Dieser Reisebeschreibung fehlt es nicht an spannenden Situationen, witzigen Vorkommnissen und natürlich auch nicht an interessanten Ereignissen, die er lebhaft beschreiben vermag. Auf eine gewisse Weise kostbar ist zum Beispiel seine Beschreibung des Ramadans, an dem er dank seines Veters und zugleich Schwagers Victor, teilnehmen konnte.

„In dieser Zeit werden religiöse Darstellungen, Tazie's genannt, aufgeführt, nicht unähnlich den Ober-Ammergau in Intervallen von 10 Jahren veranstalteten Passions-Spielen...

...Das Schauspiel zerfällt in zwei Theile. In dem Ersten wird das Ableben der Frau des Propheten, in dem Zweiten die Vermählung seiner Tochter Fatime mit Ali-ben Abu Taleb dargestellt. Er selbst, der Prophet, erscheint nicht, muß anderweitig beschäftigt sein. Vor dem Anderen jedoch finden Aufzüge statt, und Militair Musik versetzt das Publikum in richtige Stimmung...

...Um dem Schauspiele den religiösen Charakter zu wahren, betraten nun 3 Mollah's die Bühne, gefolgt von etwa 80 Teraschen (Diener) des Schah, welche sich rings um diese aufstellten. Die Mollah's stimmen einen langen Gesang an; die Teraschen, in reicher, dunkler Kleidung, Stöcke mit Silberknöpfen tragend,

²¹ Ebd., Seite 57

begleiteten den Gesang, indem sie taktmäßig mit der flachen Hand auf ihre entblößte Brust schlugen. Hierauf, um auch dem Vergnügen gerecht zu werden, folgten hüpfende Castagnetten Schläger, deren Tänze von den Militär-Musik-Banden mit mehr Getöse als Harmonie unterstützt wurden.“²²

In diesen Zeilen kann man neben einem guten Erzähler auch den Musiker nicht übersehen.

Was war aber Moriz Ebner mehr, ein Mensch, der sich für Kunst interessierte, ein Mensch, der sich mit gesellschaftlichen Fragen beschäftigte, oder doch in erster Reihe ein Wissenschaftler, der die Welt mit ganz konkreten Augen eines Physikers beobachtete? Die Antwort auf diese Frage finden wir leider auch nicht in dem Teile der Memoiren, die er unter dem Titel *Aus meinen Erinnerungen* an den Hussaren Rittmeister Joseph von Moschop (Moschop) schickte. Dieser Teil ist dann auch wirklich der Wissenschaft gewidmet, aber auf eine fantasievolle Weise. Wir können hier Ebners Reflexionen über die Wissenschaft und über das Wissen, sogar über die Astronomie lesen:

„Denn zu Kenntniss aller Dinge, die uns umgehen, gelangen wir einzig und allein durch die Wirkungen, welche sie auf unsere Sinneswerkzeuge ausüben. Der Erregung des Sinnes folgt unmittelbar das Bewußtsein einer erregenden Ursache, und diese verwandelt sich in unserem Gehirne durch einen eben so wunderbaren als unfaßbaren Vorgang zu der Vorstellung eines außerhalb unser vorhandenen und diese Sinneserregung veranlassenden Dingen. Jede Vorstellung ist sonach eine zusammengesetzte Erscheinung, sie ist abhängig von der Art der Einwirkung, wie von der Qualität unserer Sinne. Wären diese anders beschaffen, oder hätten wir daran mehr oder weniger; so wäre unsere Auffassung der Welt eine vollkommen andere. Unsere Sinne wirken wie Spiegel in welchen wir eine Landschaft betrachten. Ihr Bild wäre ein Verschiedenes, wenn man ebene, sphärische, cylindrische oder conische Spiegel gebrauchen oder ihre Gläser grün, roth oder blau färben würden.“²³

Der Autor ist sich völlig dessen bewusst, dass die Wissenschaft noch gar nicht alles beschreiben oder begreifen kann:

„Diese Tatsache, daß die Welt wie sie der Mensch aufzufassen vermeint, nicht im entferntesten die wirkliche Welt ist, sollte Bescheidenheit, den starken Geistern lehren, die sofort als gewiß erachten, was sich mit den Händen greifen läßt. Sie müssen doch zugeben, daß sich im Weltall Millionen denkender Wesen geben könne, welche weiser ausgestaltet als wir, die Welt in ungleich vollkommener Art zu erfassen vermögen, da schon hier auf diesem winzigen

²² Ebd., Seite 109

²³ Moriz von Ebner-Eschenbach, „Aus meinen Erinnerungen,“, Handschrift, Wienbibliothek, Rathaus Wien, Handschriftensammlung

Planeten, ihnen die Entwicklung des Menschen aus einer primitiven Urzelle, die verschiedensten Stufen steigenden Erkenntnisvermögen vor Augen stellt.

Deutlicher noch als durch das Vermögen sinnlich Wahrnehmbares in seiner Totalitaet zu erfassen, zeigt sich die Schwäche menschlicher Erkenntniß, wenn wir Wirkungen beobachten deren Ursachen den Sinnen unzugänglich sind.“²⁴

Weiter folgen astronomische Zahlen und Erklärungen, und in diesem Falle hat der Leser nicht mehr Überlegungen, sondern konkrete Feststellungen in der Hand und kann wenigstens versuchen sie mit dem heutigen Wissensstand zu vergleichen. Da meine Kenntnisse in der Astronomie nicht auf solchen Niveau sind, dass ich beurteilen konnte, in wie weit Moriz Ebners Bemerkungen wissenschaftlich bekräftigt sind, habe ich um eine fachliche Beurteilung Jiří Dušek, Direktor der Brünner Sternwarte und des Planetariums gebeten. Seine Notizen zum Text waren: *„Es handelt sich um einen allgemeinen Text, eher für ein populäres Buch, oder Lehrbuch, aber er scheint mehrere gravierende Fehler zu beinhalten.*“²⁵ Moriz Ebner vermutet z. B.: *„Der Lichtstrahl, der schnellste Bote, den wir kennen, erreicht von unserer Sonne ausgehend und 20 Millionen durchschlingend, die Erde in 8 Minuten, in 74 Tagen gelangt er zum Planeten.“*

Jiří Dušek verbessert und konstatiert: *„Der Lichtstrahl gelangt zum Neptun schon in 4,2 Stunden.“* Auch die Entfernung eines Lichtjahres ist nach Jiří Dušek 9,4 Milliarden km, Moriz erwähnt 42 000 Meilen, über welche „Meilen“ schreibt Moriz Ebner ist nicht klar, seine Umrechnung wäre 1 Meile = 4000 km, was nicht stimmen kann.

Moriz führt in seinem Text auch verschiedene Entfernungen der Sterne an:

„Mit Lichtjahren gemessen, deren jedes über 1 Million Meilen beträgt sind diese Entfernungen:

<i>Für Sirius oder Canis minoris.</i>	<i>15.9 Lichtjahre</i>
<i>Wega</i>	<i>Lyrea 18.1 Lichtjahre</i>
<i>Aveturus</i>	<i>Bootis. 25.7 Lichtjahre</i>
<i>Polari</i>	<i>Ursus minoris 60.2 Lichtjahre.</i> “ ²⁶

Nach Jiří Dušek sind diese Entfernungen nicht richtig angegeben, was ja aber im keinen Falle der Fehler von Moriz Ebner ist, sondern die genauen Entfernungen waren zu seiner Zeit nicht bekannt, meint Dušek.

Auch wenn wir die Möglichkeit nicht hätten die Richtigkeit der Tatsachen festzustellen, die Moriz in seinen Erinnerungen behauptet, wird uns beim weiteren Lesen ziemlich klar, dass es ihm wenigstens in diesem Text nicht so sehr

²⁴ Ebd.

²⁵ Jiří Dušek, Direktor der Sternwarte und des Planetariums Brno (Hvězdárna a planetárium v Brně), fachliche Beurteilung des Textes von Moriz Ebner

²⁶ Moriz von Ebner-Eschenbach, „Aus meinen Erinnerungen,“ Handschrift, Wienbibliothek, Rathaus Wien, Handschriftensammlung

um die wissenschaftliche Genauigkeit ging, sondern darum, den Leser langsam auf eine andere Vorstellung vorzubereiten. In den nächsten Überlegungen betreffend die Sonnenwärme, erklärt Moriz in wissenschaftlicher Form, warum und wie schnell, oder besser gesagt langsam die Sonne zu scheinen aufhört. Und da meldet sich wieder der Schriftsteller, die Fantasie überwiegt den realistischen Boden auf dem sich Moriz Ebner zu halten versuchte und er beschreibt das Leben der Menschen ohne Sonnenschein:

„Jules Verne würde ohne Anstand die Lebensart dieser Endmenschen in anschaulichster Weise schildern. Er würde ausmahlen, wie sie sich in unterirdischen Hallen bergen, da die Oberfläche der Erde nicht mehr bewohnbar ist. Diese beleuchten sie tageshell durch in besonderen Formen gefesselte und aufbewahrte Sonnenkraft, sie erwärmen sie mittels Schachten, die sie gegen den glühenden Erdkern abtauchen. Unmittelbar aus den Grundelementen, welchen ihnen Luft, Wasser und erschlossene Kohlenlager liefern, bereiten sie köstliche Nahrung. Aber auch frische Früchte und tropische Pflanzen gedeihen in den Strahlen des elektrischen Lichtes. Aus mächtigen Öfen, welche die Stelle der Brunnen vertreten, sprudelt aus warmen Quellen das geschmolzene Eis, es berieselt die Beete und fällt als Springquall in Jaspis Becken uns zum erquickenden Bade ladend. Keine Schlossen zerschlagen, keine Regengüsse überschwemmen ihre Saaten, tiefe nie gestörte Ruhe herrscht in diesen weiten säulentragenden Marmorhallen und die Stille wird nur zeitweise durch Harmonien von unbekannter Macht und Klangfülle unterbrochen. Das erlesenste, was die Kunst der gesamten Menschheit hervorgebracht, der innerste und gediehenste Kern aller Weisheit die es erworben, ist hier gesammelt und geborgen. In den reinsten und erhabensten Gedanken lebt hier das Geschlecht sich aus. Die letzten Menschen, welche keine Nachkommen mehr zeugen, sehen mit vollendeter Klarheit die Aufgabe des Menschengeschlechtes als erfüllt. In der Anschauung eines Neuen, von dieser Erfüllung bedingten und abhängigen Zustandes erwarten sie freudigen Muthes die Lösung und Entfesselung jener belebender Kraft, die für erkannte Ziele mit dem irdischen Stoff vermählt ist.“²⁷

Auch wenn wir also wissen, dass Moriz von Ebner-Eschenbach eher als Wissenschaftler, Erfinder, beziehungsweise als Lehrer sein produktives Leben erlebte, geht er später andere Wege, das Reale weicht der Fantasie, das Gesagte oder Geschriebene bevorzugt den erwünschten Gedanken und er neigt dazu, andere vielleicht weniger Gebildete zu überzeugen, seine Moral weiterzupredigen.

²⁷ Moriz von Ebner-Eschenbach, „Aus meinen Erinnerungen,“ Handschrift, Wienbibliothek, Rathaus Wien, Handschriftensammlung

Außer dem geschriebenen Wort widmet sich Moriz Ebner dann auch immer mehr der Musik: „*Die Musik war mein ganzes Leben, meine gute Freundin.*“²⁸ Und er findet auch ähnlich gesinnte Vorfahren in seiner Familie, wie wir gleich am Anfang seiner Memoiren lesen können:

„*Aria seiner kaiserlichen Majestät Ferdinand III., sechsunddreißigmal verändert, für das Clavier eingerichtet und obgedachter seiner kaiserlichen Majestät unterthänigst gewidmet von Wolfgang Ebner, kaiserlichem Kammer-Organisten.*“ Zu diesem kurzen Hinweis, den er in seinem Archiv bewahrt hatte, schreibt Moriz noch hinzu: „*Er kam in Prag 1648 im Druck heraus und wie die Vorrede sagt, sollen es die ersten Variationen sein, die damals gedruckt wurden, da Händel und Sebastian Bach erst 1685 geboren wurden.*“²⁹

Die Liebe zu Musik beschreibt dann der Autor der Memoiren auf diese Weise:

„*Warum mich staunende Bewunderung ergreift, wenn ich Sebastians Bach Präludien und Fugen vernehme, warum Beethovens Trauermarsch mir das Herz zerreißt, während seine Symphonien mich in ein Meer von Seeligkeit versenken, warum Mozarts Requiem mich zu klagloser Ergebung stimmt und Schuberts Lieder meine Seele mit Trauer und Fröhlichkeit erfüllen, dies Alles weiß ich nicht, keine Bücher könnten es erklären, vermutlich, weil ihre Verfasser es selbst nicht wußten.*“³⁰

Moriz von Ebner beginnt also selbst zu komponieren, in dem staatlichen Schloss Lissitz wurden auch Noten aufgefunden. In der Bibliothek des Schlosses Lissitz befinden sich Hefte wie z. B.:

Lieder für eine Singstimme mit Clavierbegleitung von Moriz Freiherr von Ebner-Eschenbach, wo wir vertonte Gedichte verschiedener Autoren auffinden können³¹, aber auch vertonte Verse seiner Nichte Sophie Waldburg-Syrgen-

28 Moriz von Ebner-Eschenbach, „Memoiren,“ Handschrift, Moravský zemský archiv Brno, Rodinný archiv zdislavické větve Dubských (Mährischer Archiv Brno, Familienarchiv des Zdislawitzer Zweiges der Familie Dubsky)

29 Ebd.

30 Edda Pohlheim, „Erinnerungen des k. k. Feldmarschall-Lieutnants,“ Seite 29

31 Ludwig Uhland, 1787–1862, Dichter, Literaturwissenschaftler; Gedicht – *Nachtreise*
 Josefine von Knorr, 1827–1908, Dichterin; Gedichte – *Ghasel, An Frau Ida Fleischel*
 Martin Greif, 1839–1911, Dichter, Gedicht – *Die Verlassene*
 Albert Traeger, 1830–1912, Dichter, Politiker; Gedicht – *Letzter Trost*
 Theodor Storm, 1817–1888, Dichter, Schriftsteller; Gedichte – *Volksliedchen, Elizabeth, Im Volkston*
 Ferdinand von Saar, 1833–1906, Schriftsteller, Dichter, Dramatiker; Gedicht – *Herbst*
 August Kopych, 1799–1853, Maler, Dichter; Gedicht – *Noah*
 Betty Paoli, 1814–1894, Dichterin, Novellistin, Journalistin; Gedichte – *Gute Nacht, Wandlung*
 Franz Grillparzer, 1791–1872, Schriftsteller, Dramatiker; Gedicht – *Jenny Lind*
 Heinrich Heine, 1797–1856, Dichter, Schriftsteller, Journalist; Gedichte – *Aufforderung zum*

stein³² und vor allem seiner Frau Marie von Ebner-Eschenbach.³³ Bei seiner Musik handelt es sich nicht, wie man vermuten würde, um Nachahmungen der damals beliebten Musik Chopins oder Beethovens, es geht mehr um eine eigene Art musikalischer Sprache oder Begleitung von literarischen Texten, die völlig selbstständig aufgefasst wurde.

In seinem schon oben erwähnten Merkbuch, das er seiner Nichte Sophie gewidmet hat, befinden sich außer verschiedenen Zitaten aus Büchern und Aufsätzen großer und berühmter Schriftsteller; viele davon in Originalsprache, vor allem in Französisch aber auch in Englisch. Hierher hat er sich aber auch einige Gedichte seiner Frau notiert, vor allem die, die er dann auch vertont hat, wie zum Beispiel das Gedicht *Grabschrift*, bei dem wir das Datum 12. 5. 1875 finden. Dieses Gedicht musste auf ihn eine sehr starke Wirkung ausüben, denn seine musikalische Form verleiht ihm bestimmt noch mehr Reiz:

Der Text lautet:

Grabschrift

Im Schatten dieser Weide ruht

Ein armer Mensch – nicht schlimm, nicht gut.

Er hat geweint mehr als gelacht,

Hat mehr gefühlt als wie gedacht,

Er hat geliebt u. viel gelitten.

Hat schwer gekämpft u. – nichts erstritten.

Nun liegt er endlich sanft gestreckt,

Wünscht nicht zu werden auferweckt;

Tanz, Die Fensterschau, Traumbild, Die Heimführung

Dr. Max Ehrenreich, 1864–1936, Jurist; Gedicht – *Mutterliebe*

Frieda Schanz, 1846–1944, Jugendbuchautorin; Gedichte – *Weinlied, Mein Wandergenoss*

Karl Stieler, 1842–1885, Dichter, Archivar, Jurist; Gedicht – *Vale*

Victor von Scheffel, 1826–1886, Schriftsteller, Dichter; Gedicht – *Lied Margareta's*

Julius Sturm, 1816–1896, Dichter; Gedicht – *Gott Grüsse Dich!*

Paul Heyse, 1830–1914, Schriftsteller, Gedicht – *Treueste Liebe*

Emanuel Geibel, 1815–1884, Dichter; Gedicht – *Aus „Lieder eines fahrenden Schülers“*

Karl Gerok – 1815–1890, Theologe, Richter; Gedicht – *Aus dem Kindergottesdienst*

Eduard Mörike, 1804–1875, Dichter, Erzähler, Übersetzer; Gedicht – *Das verlassene Mägdelein*

³² Sophie von Waldburg–Syrgenstein, 1852–1924, Dichterin; Gedichte – *Im Mai, König Rhein, Fremde Gruber, Walseinsamkeit, Allerseelen, Rückkehr, Verzeiht, An meine Geige, Ein Samenkorn, Rüdersheim, Die heiligen drei Könige, Der arme Peter*

³³ Marie von Ebner-Eschenbach, 1830–1916, Schriftstellerin, Dichterin, Dramatikerin; Gedichte – *Einschlafen, Grabschrift, Gelbe Rose* Einige von seinen Liedern und Walzern wurden im Jahre 2010 durch ein Brüner Musik – Duo Vladimír Richter (Gesang) und Petr Hala (Klavier) im Rahmen eines Projektes von Karolína Marešová einstudiert und im Schloss Lissitz, im Rathaus von Korneuburg und in der Botschaft der Tschechischen Republik in Wien mit Erfolg aufgeführt.

*Wollt Gott an ihm das Wunder der thun,
Er bäte: Herr, s last' mich ruhn.*³⁴

Dass er seine Frau als Schriftstellerin zu schätzen beginnt, dass sich ihre Rolle als Ehefrau ändert, ist ziemlich deutlich. Sie wird eher als intelligenter Freund und Lebensbegleiter wahrgenommen und so funktioniert die Beziehung auf beiden Seiten und bestimmt für beide auch vorteilhaft.

Marie lässt sich gedanklich beeinflussen und jedes Wort, jeden Schritt, denn sie z. B. in dem Schriftstellerinnenverein unternimmt, wird mit Moriz besprochen.

Unter den verschiedensten Schriften, die wir im Brüner Landesarchiv finden können, befindet sich auch ein Blatt Papier, das Marie von Ebner-Eschenbach aufbewahrt hat. Es handelt sich hier um ein Gedicht, ihr von ihrem Mann gewidmet:

*Es thront der Papst auf apostol'schem Stuhle
Der Christeheit zum Fronnen und zum Heil;
Auf dem Curul'schem harrt des Gallieos Beil
Der Roemer, Vorbild uns schon in der Schule.*

*Die Parzen weben sitzend auf die Spuhle
Den Faden, der wohl besser waer' ein Seil;
Und sitzend sendet Faust den Liebes-Pfeil
Endyniron zeugend, in das Herz der Buhle.*

*So ruh auch Du, den Griffel in der Hand,
Das Haupt von gaehrenden Gedanken schwehr,
In dieses harten Stuhles weiten Armen,*

*Und schenke uns im koestlichen Wand
Viel neu Gebild, so leicht, so klar und hell
Das Herz und Geist auf Neu uns mag erwarmen.*³⁵

Unter diesem Sonnet steht dann mit der Schrift der Schriftstellerin geschrieben: „*Von Moriz, als er mir Schreibtisch Fauteuil schenkte.*“

³⁴ Moriz von Ebner-Eschenbach, Merkbuch, Handschrift, Moravská zemský archiv Brno, Rodinný archiv zdislavické větve Dubských, (Mährischer Archiv Brno, Familienarchiv des zdislawitzer Zweiges der Familie Dubsky

³⁵ Moriz von Ebner-Eschenbach, einzeln bewahrtes Gedicht, Handschrift, Moravský archiv Brno, Rodinný archiv zdislavické větve rodiny Dubských, (Mährischer Landesarchiv Brno, Familienarchiv Archiv des Zdislawitzer Archivs der Familie Dubsky)

Diese Kleinigkeit beschreibt besser als alle Vermutungen die Beziehungen zwischen den Beiden. Man kann gewiss nicht über einen einseitigen Einfluss eines älteren Mannes auf seine Frau sprechen. Bestimmt kann man auch den Einfluss einer klugen und begabten Frau auf ihren Mann beobachten.

Als ehemaliger Lehrer und an dem öffentlichen Leben beteiligter Mann verspürt er das ganze Leben lang den Drang, seine Gedanken auf irgendwelche Weise zu veröffentlichen und dadurch auch Einfluss auf die öffentliche Meinung zu verüben.

Dass er auf eine unscheinbare Weise auch von seiner Frau beeinflusst wurde, wird zwar nicht direkt in keinem der existierenden Briefe oder Kommentare erwähnt, aber schon die Tatsache, dass er sich auch literarisch zu äußern versucht, führt uns zu der Meinung, dass er doch durch die Tätigkeit seiner Frau beeinflusst wurde. Im Jahre 1897 erscheint im Verlag der J. G. Gotta'schen Buchhandlung ein Büchlein mit dem Titel *Zwei Wiener Geschichten*. Für einen Chemiker eine ungewöhnliche Tatsache, statt militärische Erfindungen zu beschreiben, zeigt er sich im Lichte eines Schriftstellers. Die Erzählungen erscheinen im selben Verlag, der zur Zeit des Lebens der Autorin ziemlich regelmäßig ihre Prosa herausgab. Keine Angst zeigte Moriz vor möglicher Kritik, die ihm gerade den Einfluss seiner Frau vorhalten könnte. Leider befinden sich keine Erwähnungen oder Reaktionen auf das erschienene Werk aus dieser Zeit. Nur auf einer Karte von seiner Nichte Sophie von Waldburg-Syrgenstein vom 1. November 1895 können wir lesen:

„...*Nochmals meine herzliche Gratulation Dir – ältester und jüngster deutscher Novellist.*“³⁶ Den Enthusiasmus seiner Nichte müssen wir aber doch ein bisschen vorsichtig hinnehmen, denn die Beziehung zwischen der Nichte und ihrem Onkel war ganz besonders und Sophie spielte vor allem in den letzten Jahren wahrscheinlich die wichtigste Rolle in seinem Leben.

Befassen wir uns jetzt also ohne jeden Einfluss mit den zwei Novellen, die uns der Autor hinterließ.

Die erste Erzählung trägt den Titel *Hypnosis perennis*.³⁷ Das eigene Thema können wir als fast banal bezeichnen. Ein ehemaliger Gesandter in London, ein Adelige, verliebt sich in die Schwester seines Schuhmachers. Er erlebt alle Zweifel die so eine Beziehung in dieser Zeit bedeutete. Sich als politisch aktiver, dazu noch adeliger Mann mit einer einfachen Frau zu treffen und sie dann vielleicht auch heiraten, ist eine fragwürdige Situation. Die ganzen Probleme vertieft dann noch die Wahrheit über die Geschwister, die er mittels eines Tage-

³⁶ Sophie Waldburg-Syrgenstein, Briefe an Marie von Ebner-Eschenbach, Handschrift, Moravský zemský archiv Brno, Rodinný archiv zdislavické větve rodiny Dubských (Mährischer Landesarchiv Brno, Familienarchiv des Zdislawitzer Zweiges der Familie Dubsky)

³⁷ Moriz von Ebner-Eschenbach, „Zwei Wiener Geschichten,“ Verlag der J. G. Gott'schen, Buchhandlung, Stuttgart 1897

buches, das ihm der Bruder der Hauptheldin zu lesen heimlich bringt, erfährt. Die Geschwister gehören auch einer adeligen Familie an, ihr Vater aber machte den Namen der Familie zu Schande und ruinierte sie auch wirtschaftlich durch falsche finanzielle Kalkulation. Die Kinder lebten fast heimlich und anonym – der Bruder erlernte in England die Schuhmacherei, das Mädchen wurde als Dienerin zu einer wunderbaren Haushälterin, beide sprachen fließend Englisch. Der Inhalt dient dem Zwecke, der Autor benützt ohne zu wagen alle Zufälle, damit er sich selbst und seine Gedanken äußern kann. Der adelige Ursprung wie aus einem Märchen schafft ihm die Möglichkeit eine höhere Bildung seinen Gestalten zu geben. Beide sprechen gut Englisch aber zugleich das schlechteste Deutsch, dass das Volk in Wien benützt.

Die Heldin spielt aber wunderbar Klavier, fast wie eine Solopianistin mit einem Musikverstehen eines gebildeten Musikers – sie hat die Musikstunden aus ihrer Kindheit nicht vergessen. Diese Tatsache gibt dem Autor die Möglichkeit über Musik zu schreiben, mit der er sich die letzten Jahre seines Lebens befasste.

Durch diese Tatsachen ist dann der Boden dazu wie geschaffen die zwei doch heiraten zu lassen. Die Geschichte darf nicht zu einfach enden, das ist dem Autor ganz klar, und er lässt das glückliche Ehepaar, das in Amerika lebt – aus gesellschaftlichen Gründen – bei dem Untergang des Schiffes Caledonian ertrinken.

Die Ich-Form bleibt die ganze Zeit erhalten, obwohl wir mehrere Erzähler erleben. Der größte Teil wird von dem Adeligen erzählt, der sich mit dem Autor identifiziert. Dann liest er das Tagebuch von Maria Bert, hier spricht die Hauptheldin für sich selbst und den letzten Teil erzählt über das glückliche Leben in Amerika und das Unglück auf dem Schiff der Bruder der Hauptheldin Francis Bert.

Die ganze Novelle hat eine feste Konstruktion, die ziemlich eindeutig dem Autor seine Gedanken und Ansichten zu äußern, helfen soll. Nicht der Inhalt aber gerade die Ansichten des Autors sind für uns aus der heutigen Sicht aber sehr interessant. Im Vielen entsprechen sie der Gedankenweise der damaligen Intelligenz und so entsteht ein Bild der Zeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Schön ist zum Beispiel die Beschreibung der Stadt Wien aus der Sicht eines Österreicher, der längere Zeit in London lebte.

„...ich mußte anerkennen, Wien sei die schönste Stadt unter den vielen, die ich kennen gelernt. Das Leben und Treiben in ihr, verglichen mit dem sinnbetäubenden Londons, kam mir dagegen ungemein kleinstädtisch vor. London schläft, wenn Wien erwacht, und Wien legt sich zu Bett, wenn in London das Nachtleben beginnt. Ich war in der ersten Zeit ganz überrascht, daß ich die lebhaftesten Verkehrsstraßen ohne Hilfe eines Policeman überschreiten konnte.“³⁸

38 Ebd.

So werden wir in das Milieu eingeführt, begreifen die Mentalität des Erzählers und nicht lange dauert es, und wir werden auch auf eine nicht gerade direkte aber ziemlich deutliche Weise auf die politische Denkweise des Autors – oder Haupthelden aufmerksam gemacht. Es kommt zwar nicht gerade aus dem Munde der Hauptgestalt, aber die Identifikation mit dieser Ansicht ist deutlich. So äußert sich der Schuhmacher:

*„Er glaube nur an selbstverschuldete Not. Ein nüchterner, fleißiger, sparsamer Arbeiter habe sein Auskommen. Nicht der Kapitalismus, der Branntwein beutet die Arbeiter aus; weniger Schnapsläden – weniger Armen – und Strafhäuser.“*³⁹ Wenn der Adelige dann den Schuhmeister dazu anstiften will, seine Gedanken den Arbeitern zu übermitteln, bekommt er folgende Antwort:

„Es wäre vergeblich,“ erwiderte er, *„denn es besteht eine Gegenströmung. Ein früher unbekannter Erwerbszweig ist entstanden und hat sich ausgebildet. Man nennt sie Hetzer und Arbeiterführer, diese neuen Geschäftsführer. Das sind ganz intelligente Leute, sie sind des Wortes mächtig, berufen Versammlungen ein und halten Brandreden. Es gibt gewagte Schriftsteller unter ihnen, diese gründen billige Schmierblätter und veröffentlichen lügenhafte Schmähartikel. Der Arbeiter freilich ist ihnen ebenso gleichgültig als der Jude dem Antisemiten, beide werden nur als Existenzbedingungen berücksichtigt und verwendet.“*⁴⁰

Dieses nicht sehr optimistische Gespräch wird dann doch durch eine bessere Aussicht beendet, indem der Autor die Lösung in einer höheren Bildung der Arbeitenden sieht. Ein gebildeter Arbeiter wird in der Zukunft nicht so große Schwierigkeiten haben wie jetzt, wo sein ganzes Schicksal vor allem von seiner Gesundheit bedingt ist.

Nicht nur die politischen und gesellschaftlichen Ansichten will uns der Autor dieser Geschichte übermitteln, wir erfahren sogar auch Manches über das Schaffen seiner Frau, obzwar sie hier nicht genannt wird, betrifft der Monolog der Hauptheldin eine konkrete Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

„Vor kurzem wurden meinem Bruder in der Buchhandlung, wo er die englischen Bücher kauft, die Werke einer österreichischen Schriftstellerin empfohlen, einer Aristokratin, wie sie ihm sagten, und da hat er einen Band mit zwei Erzählungen gebracht. Das Vorlesen der ersten hat mir viel Mühe gemacht, der gewohnte Dialekt kommt mir immer in den Mund, aber bei der zweiten, da ist's schon besser gegangen, und die hat mich ganz bezaubert. ‚Nach dem Tode‘ ist ihr Titel, die Personen sind so lebenswahr geschildert, daß sie wie gute Bekannte vor einem stehen. Diese kühle, junge Komtesse, an die er meint sein Herz verloren zu haben, wie wohlbekannt ist sie mir; und tief ergreifend ist's, als er spät, aber nicht zu spät zu fühlen beginnt, wie seine nicht erkannte Gattin

39 Ebd.

40 Ebd.

*aus einem neuen Sein auf ihn wirkt, den Zurückgelassenen mit unsichtbaren Fäden an sich ketten, ihm ihr ganzes herzliches Wesen enthüllt, bis er, überströmt von Thränen, an ihrem Lager niedersinkt und fürderhin nur für seine alten Eltern und das als Pfand zurückgebliebene Kind zu leben beschließt.*⁴¹

Es kann nicht deutlicher gesagt werden, die Verhältnisse haben sich verändert und Moriz bewundert ganz eindeutig das Tun seiner Frau. Ob er mit seinen Erzählungen das Niveau ihrer Literatur erreichen wollte, ob er sich ihr ausgeglichen fühlte, wissen wir nicht. Ihre Kunst erreicht er bestimmt nicht, seine Gedanken sind aber trotzdem bis jetzt lebendig und für unsere Vorstellung über die Denkweise der Umgebung von Marie von Ebner-Eschenbach auch sehr wichtig.

Auch die zweite Geschichte trägt einen gewissen Hang zur Ideologie in sich.

*Ein Wunder des heiligen Sebastian*⁴² ist eine Erzählung, die sich eigentlich in und um die Franziskaner Kirche in Wien abspielt. Sebastian Holge, ein Sohn einer verwitweten Näherin wird nach dem Tod seiner Mutter zum Priester der Bruderschaft. Die Mutter, die alles für ihren Sohn machen würde, kann es aber nicht, weil sie um die Augenkraft kommt und durch Nähen kann sie also nicht mehr das Geld verdienen. Wieder ein Beispiel dafür, dass der Arbeiter völlig von seiner Gesundheit abhängig ist. Die Situation wäre gar nicht so schlimm, weil der Sohn seine Mutter als Tischler versorgen könnte. Vorurteile sind dann ein weiteres Verhängnis für die ungebildeten Arbeiter. Man sagt der Mutter, sie soll beim heiligen Sebastian für ihren Sohn beten, nur so bewahrt sie ihn vor jeder Gefahr. Sie macht es mit so einem Eifer, dass sie das ganze Geld für die Kerzen für den heiligen Sebastian ausgibt und stirbt an Verhungern. Dieses Erlebnis verändert völlig den realistisch nachdenkenden Sohn, der die Gebete der Mutter in Erfüllung bringt. Er tritt in ein Kloster, reist sehr viel, lernt fremde Sprachen und als er zurückkommt, verkündet er, dass alle Menschen Brüder seien und dass es keine Unterschiede zwischen den Menschen gibt.

Diese Erzählung ist mit einer gewissen Leichtigkeit geschrieben, die Absicht, die Menschen vor dem nationalen Hass zu warnen ist deutlich, man nimmt den Lehrer wahr, der seine Schüler mit einer Art Parabel belehren will.

Moriz von Ebner-Eschenbach wird bestimmt nicht für die nächsten Generationen als Schriftsteller von Bedeutung sein. Jedoch sein aufrichtiges Bestreben, seine Ideen den Menschen auf eine gewisse Weise zu vermitteln, ist von großer Wichtigkeit nicht nur, um das Milieu von Marie von Ebner-Eschenbach besser kennen zu lernen, sondern überhaupt die Denkweise der Gesellschaft am Rande der großen europäischen Änderungen beobachten zu können. Das reiche kulturelle Leben von Moriz Ebner und seiner Frau erlaubt uns ihre Sorgen und Ansichten kennen zu lernen und dabei auch einen Teil unserer Geschichte besser

41 Ebd.

42 Ebd.

zu begreifen. Im Vielen haben uns unsere Vorfahren in ihrem geistigen Bemühen überragt. Es ist fast erstaunlich wie breite Kenntnisse und allgemeine Klarsicht sich uns in der Persönlichkeit von Moriz Ebner eröffnet. Im Vordergrund dieser Gedankenweise steht ein tiefes soziales Bewusstsein, Abscheu gegen jede Art von Ungerechtigkeit zwischen den Menschenschichten und Nationen. Ansichten die man bis heute ernst nehmen sollte und die so oft übersehen worden sind.

Marie von Ebner–Eschenbach hat ihren Mann als Künstlerin gewiss hoch überflügelt, aber auch dank seines Verständnisses, der Freiheit, den Möglichkeiten und Gedanken, die er ihr geboten hat, können wir ihr wunderbares Schaffen bis heute bewundern.

Zum Abschluss dieser Abhandlung soll noch ein Nekrolog zitiert werden. Im Brüner Archiv finden wir Mehrere, die Marie von Ebner–Eschenbach nach dem Tode ihres Mannes gesammelt hat und die dort mit anderen Ausschnitten aus verschiedenen Zeitungen zu finden sind:

„Zur Ergänzung der im Morgenblatte mitgetheilten biographischen Nachrichten theilt man uns noch mit, daß Baron Ebner einer der meistgereisten Männer der österreichischen Armee war. Er kannte nicht bloß Europa in allen seinen Theilen, sondern war auch in Asien bis nach Persien gedungen, und über alle diese Fahrten hat er ausführliche Reiseberichte mit umfassendem wissenschaftlichem Apparat verfaßt. Seine geistigen Interessen waren universeller Natur. Neben seinen Fachwissenschaften hatte er noch gründliche philosophische Studien betrieben, und besonders sympathisch waren ihm Kant und Schopenhauer wegen ihrer den positiven Naturwissenschaften förderlichen Lehre. In den letzten Lebensjahren war Freiherr v. Ebner durch sein Augenleiden daran gehindert, selbst zu lesen und zu schreiben, er mußte dictieren und sich vorlesen lassen. So entstanden auch die zwei Novellen ‚Hypnosis Perennis‘ und ‚Das Wunder des heiligen Sebastian‘. Parerga eines bedeutenden Mannes, der viel gesehen, viel erfahren und viel gedacht hat, und die sehr freundliche Aufnahme bei der literarischen Kritik fanden. Auch zur Musik hatte der Freiherr ein inniges Verhältniß; er liebte sie leidenschaftlich und spielte noch in seinem hohen Greisealter fleißig Klavier. Als ihn der Staar des Augenlichts beraubte, war sie ihm seine Trösterin in vielen Stunden. –

An die Witwe Baronin Marie Ebner – Eschenbach sind im Laufe des Vormittags schon zahlreiche Beileidskundgebungen auf schriftlichem und telegraphischem Wege gelangt. Eines der ersten Schreiben kam von Erzherzog Ludwig Victor, dessen einstiger Lehrer der verblichene General war. Nachmittags erschien Erzherzog Ludwig Victor persönlich im Trauerhause und legte einen Kranz nieder, dessen Schleier die Widmung tragen: Der dankbare Schüler – Erzherzog Ludwig Victor.“⁴³

⁴³ Einzelne Zeitungsausschnitte, Marie von Ebner-Eschenbach, Moravský zemský archiv Brno,

Benutzte Literatur:

- Ebner-Eschenbach, Moriz von: *Zwei Wiener Geschichten*, Verlag der J. G. Gott'aschen Buchhandlung, Stuttgart 1897
- Mitterhofer, Bettina: *Moritz Ebner von Eschenbach, Erfinder und Literat. Ein Mann im Schatten seiner Frau*. Dissertation zu Erlangen des Doktorgrades Dr. phil. an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, Wien 1984
- Pohlheim, Edda (Hrsg.): *Erinnerungen des k. k. Feldmarschall-Lieutnants*, Nicolaische Verlagsbuchhandlung Beuermann GmbH, Berlin 1994

Zitierte Texte aus dem Familienarchiv des Zdislawitzer Zweiges der Familie Dubsky:

- Ebner-Eschenbach, Marie von: *Tagebuch 1867, Tagebuch 1898*, Handschriften
dies.: Zeitungsausschnitte
- Ebner-Eschenbach, Moriz von: *Memoiren*, Handschrift
- ders.: *Merkbuch*, Handschrift
- ders.: einzeln bewahrtes Gedicht, Handschrift
- Waldburg-Syrgenstein, Sophie: Briefe an Marie Kinsky geb. Dubsky, Korrespondenz, Handschrift
dies.: Briefe an Marie von Ebner-Eschenbach, Korrespondenz, Handschrift

Zitierte Texte aus der Handschriftensammlung, Wienbibliothek, Rathaus Wien:

- Ebner-Eschenbach, Moriz von: *Aus meinen Erinnerungen*, Handschrift, in der Korrespondenz an Rittmeister Josef von Moskop

Weitere Texte:

- Dušek, Jiří: Beurteilung von wissenschaftlichen Angaben von Moriz Ebner, E-Mail
- František Hrubý, Vilém Dubský z Třebomyslic, Separat Abdruck aus *Matices Moravská*, 1926, 4. Jahrgang, Albrecht Dubskys Bibliothek im Schloss Lissitz.